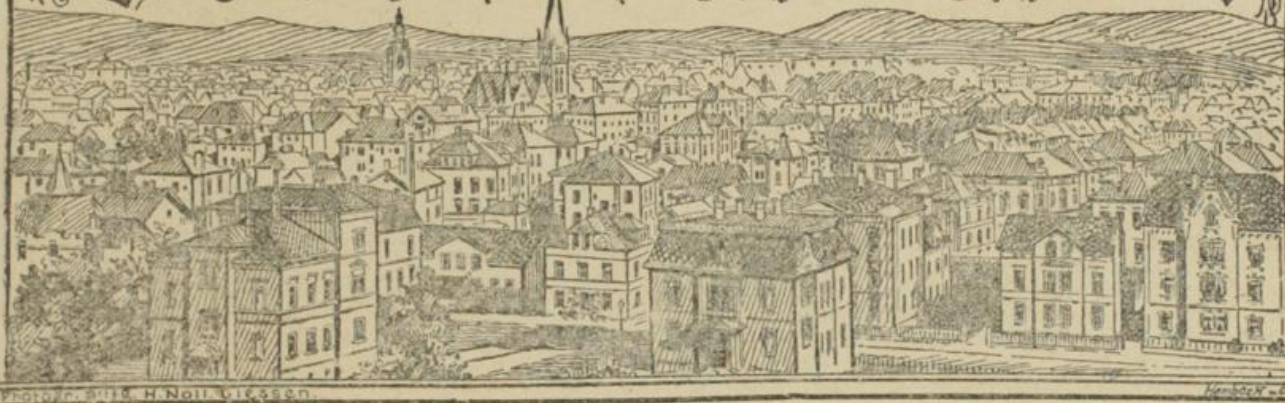


Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die hundert Tage.

Roman aus dem Jahre 1815 von M. von Witten.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Droben auf der Höhe über dem Schloßchen Frischermont hält noch immer Blücher mit seinem Stabe. Die Stunden qualvollsten Harrens dehnten sich ihnen zu martervollen Ewigkeiten. Endlich, endlich, es ist viereinhalb Uhr, sind die beiden vordersten Brigaden Bülow's dicht aufgeschlossen zu beiden Seiten des Waldweges verdeckt aufmarschiert. Die Reservekavallerie hinter dem Walde. Denn die beiden andern Infanterie-Brigaden sind noch weit zurück.

So geht es auf dem langgestreckten Höhenrücken auf das Dorf Plancenoit zu. Die grünen Husaren voran. Der Feldmarschall an der Spitze. Otto dicht neben ihm. Eine kleine feindliche Reiterabteilung, die herangekänfelt, wird geworfen. Aber da preschen schon stärkere Reitermassen heran. Sie zwingen den Feldmarschall, sich bis hinter das Fußvolk zurückzuziehen. Kaum, daß dieser Angriff zurückgewiesen, werfen sich auch schon französische Schützen dem Vorwärtstreben der Preußen in den Weg. Aber jetzt — fast daß die Brigade Hiller das Dorf Plancenoit schon erreicht hat, — jetzt rücken starke französische Kolonnen gegen die Preußen heran. Die stürzen sich dem Feinde entgegen. Ein wilder Kampf entbrennt um das Dorf und die anliegenden Höhen. Noch sind die Preußen zu schwach. Die letzte Infanteriebrigade fehlt noch immer! Und das Korps Pirch ist noch weit zurück.

Plancenoit aber muß genommen werden!

Drüben bei La Haye Saint scheinen die Verbündeten zu unterliegen! Eine französische Batterie fährt dort neben dem heiß umstrittenen Gehöfte auf.

Und daran vorüber wogen die unzähligen Reitergeschwader Neys von neuem die Höhe von Mont-St.-Jean hinan!

Blücher entsendet Otto von Jäger an General Zieten, der mit seinem Korps den etwas nördlicheren Weg über Rhein eingeschlagen. Er soll sofort sich nach Plancenoit heranziehen.

Aber als Otto den General Zieten erreicht, ist eben auch der General von Mülling, der preussische Bevollmächtigte beim Stabe Wellington's, bei ihm eingetroffen. Die Not bei den Verbündeten ist groß.

Nicht nur La Haye Saint, auch Papelotte und La Haye sind ihnen entrisen. Die Brigade Ompteda nahezu vernichtet, die von Alten und Rielmann's auf's äußerste geschwächt — das Zentrum des Herzogs beginnt zu wanken. Und dabei brausen immer von neuem die wilden Kavalleriemassen Neys in wütendem Anprall gegen die heldenmütigen Verteidiger von Mont-St.-Jean heran.

Wie lange vermögen sie noch stand zu halten?

Mülling beschwört Zieten, dem linken Flügel des Herzogs zu Hilfe zu eilen.

Und Zieten? — — —

Bei Belle-Alliance aber steht der Kaiser.

Mit düsterm Blick starrt er über das Schlachtfeld.

Neys' letzter verzweifelter Reiterangriff ist von neuem zurückgewiesen, an den Menschenmauern dort drüben wie an Felsen zerschellt. Und doch! Er fühlt's. In ihren Grundfesten sind sie erschüttert. Noch ein, zwei gewaltige Stöße, — sie müssen zusammenbrechen!

Aber im Osten drohen die Preußen. Die vor zwei Tagen geschlagenen Preußen, die Marschall Grouchy verfolgen und völlig aufreiben sollte! Sie müssen dem Marschall entwischt sein — diese verdammten Prusians! Sollen die ihm etwa doch noch den Untergang bereiten? Schon hat er acht Bataillone seiner jungen Garde dem General Lobau nach Plancenoit zur Unterstützung senden müssen! Und jetzt — jetzt —! Die Franzosen räumen das Dorf, das den Rücken des französischen Heeres deckt!

General Morand mit vier Bataillonen der Alten Garde vor! Plancenoit darf nicht verloren gehen!

Schon senkt sich der Abend über das Feld blutigsten Ringens.

Soll sich der Kaiser mit dem festen Kern seiner Garden, die ihm geblieben, zurückziehen? Soll er die Schlacht abbrechen?

Dann steht er morgen den vereinten Heeren Blücher's und Wellington's gegenüber. Nein! Nein! Es bleibt ihm nur eins! Er muß das Glück zwingen! Er muß es heute zwingen! Seine Garde, die Alte Garde muß ihn retten!

Er wirft sich aufs Pferd.

Er reitet zu seinen Garden, zu ihnen, die in unzähligen Schlachten seinen Ruhm begründet. In Angriffskolonnen stehen sie formiert. Gewehr bei Fuß. Mit zärtlichem Stolz ruht Napoleons Auge auf ihnen.

„Meine Kinder! Rettet das Vaterland!“

Ein brausender Jubel antwortet ihm.

General von Cure, der vor der Front seiner Division hält, zieht seinen Degen und lenkt sein Pferd an Napoleon Bonaparte heran.

„Mein Kaiser! Führe uns! Wir werden siegen!“

Erneuter Beifallsturm — ein tausendfaches Echo:

„Führe uns! Wir werden siegen!“

Und an der Spitze seiner Unbesiegbaren steigt Napoleon in die Ebene hinaus. Das Herz von Stolz geschwellt.

In hell aufblühendem Enthusiasmus schließen sich alle kampffähigen Truppen in breiten Kolonnen ihm an.

Was ist das?

Vom Nordosten her — Kanonendonner?

Der Kaiser erblickt. Im nächsten Augenblick sprengen Adjutanten die ganze Linie hinab — hinauf.

Der Marschall Grouchy ist es! Der jüngste Marschall Frankreichs, der die Preußen verfolgen sollte! Er naht jetzt zur Unterstützung! So verkünden sie den Garden. Und in jauchzender Siegesgewißheit geht es in die Schlacht. Bis

in die Geländemulde führt der Kaiser seine Garden. Dort überträgt er Ney das Kommando.

Gewehr im Arm rückt die Phalanx vor. Der Sturm marsch heult. Die Höhe ist erklimmen unter dem Hagel der Geschütze — bis hinein in die englische Mitte bringt der gewaltige Stoß. Das wankende Zentrum ist durchbrochen! Aber schon wirft Wellington seine Garden den französischen Eindringlingen entgegen. Die Kavallerie des linken Flügels wird in die Mitte gezogen — denn die Preußen, Zieten mit seinem Korps, sind auf dem linken Flügel eingetroffen! Ihre Reservekavallerie wird die englischen Reiter ersehen. Mit Jubelruf werden die Alanen von einem Regiment schottischer Infanterie, neben das sie zu stehen kommen, empfangen. Wie Erlöser begrüßt. Wer schon wendet sich jedes Auge wieder mit tiefem Ernst dem furchtbaren Ringen zu. Zwei Batterien der Preußen nehmen die Bachtböse La Haye und Papelotte unter Feuer — die preussische Infanterie soll sie zurückerobern.

Im Zentrum aber steht die Schlacht auf Messers Schneide. Da! — Der französische Anprall stockt — von allen Seiten hat der Herzog seine Truppen auf die Ueberfähnen geworfen — er kann es, darf es tun: die Preußen sind da! Und jetzt stürzen die französischen Garden wie niedergemäht, ihre Stabsoffiziere sinken sterbend zu Boden. Ney wird das fünfte Pferd unter dem Leibe erschossen. Er sucht den Tod. Er findet ihn nicht. Die „Unbesiegbaren“ fluten besiegt den Hang hinab.

Und im gleichen Augenblick bringen die Preußen in La Haye und Papelotte ein. Die Bachtböse sind im Sturm genommen. General Durette, dem sie entrisen, wird auf das eigne Heer zurückgeworfen. Und nun brechen die Alanen mit den anderen Regimentern der Zieten'schen Reservekavallerie vor.

Eine Panik entsteht. Nicht Crouchy ist's, es sind die Preußen!

„Verrat! Verrat! Wir sind verraten!“ zuckt's wie ein Lauffeuer von Mund zu Mund — durch die endlosen Reihen der Franzosen.

Das stolze Heer, das eben noch bereit war, für seinen Kaiser zu siegen und zu sterben, es weicht in kopfloser Flucht zurück.

Da läßt auch Wellington das langgezogene Signal „Avancieren!“ ertönen.

Die ganze englische Linie rückt vor — den Weichenden nach.

Bei Belle-Alliance steht der Kaiser. Mit abschafalem Gesicht. Sein starrer Blick umschließt sein auseinanderwogenes Heer, das noch eben sein Stolz und seine Hoffnung gewesen.

Tränen schießen ihm in die Augen. Die Stimme versagt ihm den Dienst. Zählungs jedoch — mit wildem Entschluß — sporn er sein Pferd. Er wirft sich den zurückweichenden Massen entgegen, wirft sich mitten unter sie.

„Meine Kinder! Wir haben in zahllosen Schlachten gesiegt! Folgt mir! Rettet Frankreich! Ich führe euch auch heute zum Siege!“

Über seine Macht ist gebrochen. Er hat die Gewalt über die Gemüter verloren. Von dem zurückflutenden Meere wird er mit fortgerissen — widerstandslos.

Bis nach Belle-Alliance. Da stehen noch ein paar Bataillone der Alten Garde. Völlig intakt. Wie Felsen im brandenden Meere. Das ist Rettung! Rettung! Napoleon wirft sich auf sie, — läßt die todspendenden Geschosse ihrer Batterien auf die Massen der Verfolger richten.

Fast scheint es, als wolle in das flüchtende Heer ein Aufatmen, der Schimmer eines Besinnens kommen — da! Ein neuer furchtbarer Schrecken!

Kartätschenfeuer im Rücken!

Die Preußen haben Plancenoit erobert. „Sauve qui peut! Sauve qui peut!“ Ein wahnsinniger Schrei gellte es aus tausend und abertausend Franzosenkehlen. Alle Disziplin ist im Nu gelockert, die Flucht artet in chaotische Auflösung aus.

Wie in den rettenden Hafen flüchten Generale und Fahnenträger zu den paar Bataillonen der Alten Garde, bei der Napoleon noch immer hält — betäubt, gelähmt vom Zusammenbruche seines Glückes, an das er noch vor wenigen Sekunden geglaubt. Aber wie Blei im Feuer schmelzen die Glieder der Unbesiegbaren vor dem dreiseitigen Ansturm ihrer Feinde zusammen. In kalter Verzweiflung will sich Napoleon in eines der Vierecke zwängen, um mit seiner Garde zu

sterben. Da fählt er sein Kopf zurückgerissen. Aufblickend sieht er in Philipp von Cures todblasses Antlitz.

„Sire! Wie danke ich Gott, daß ich Sie endlich gefunden!“ ruft er mit fliegendem Atem. Seine schönen braunen Augen umfassen mit tiefer Trauer Napoleons in sich zusammengefunkene Gestalt. „Sie dürfen nicht sterben! Wollen Sie dem Feinde noch diesen Triumph gönnen?! Schmachvoller Tod oder schimpfliche Gefangenschaft — das wäre Ihr Loos! Sire, solange Sie leben ist nichts verloren!“

Mit beschwörendem Flehen hat er auf den Kaiser eing gesprochen. Bei den letzten Worten geht es wie eine Hoffnung über Napoleons abschafales Gesicht. Nein! Solange er lebt ist noch nichts verloren. Tausend Möglichkeiten birgt der kommende Tag in seinem Schoße! Tausend Glücksmöglichkeiten.

„General Cambronne wird mit dem letzten Rest der Garde Ihren Rückzug decken“, brängt Philipp von Neuem. „Denken Sie an Eva, an Ihre märchenhafte Wiederkehr, Sire! Retten Sie sich! Folgen Sie mir!“

Schon wendet Napoleon den schönen weißen Persehengst. „Wo hin?“

„Nach Genappe. In das Haus meines Bruders. Es steht abseits vom Wege. Da sind Sie und Ihr Stab für diese Nacht geborgen.“

Fahlblau ist der Himmel. Mit Sternen übersät. Feierlich still die Nacht. Ihre blauen Schleier decken milde das graufige Glend des Tages zu. Selbst das brennende Schloß von Hougomont und die flammenumloderten Höfe weiß sie in Schönheit zu verklären.

Doben auf der Höhe, auf der noch vor kurzem Napoleon gestanden, halten Blücher und Wellington sich in tiefer Ergriffenheit umfassen. Und von irgendwoher wehen heilige Klänge über die Wahlstatt hin. Sind's Klänge aus Geisermund? Von Menschenlippen? Mit einem Male schwellen die Klänge an zum brausenden Meere — die schlachtenmüden Krieger singen, alle Kapellen fallen ein:

„Nun danket alle Gott
Mit Herzen, Mund und Händen!“

Das deutsche Dankgebet steigt, getragen von heiligster Begeisterung, zu Gott hinan. Der Himmel wird zum Dom, die Sterne zu Kerzen — die blutige Wahlstatt zum Altar — Gott ist nah. Er ist in den Herzen der Sieger. Sie fühlen seines Odems Wehen. Heut sind all die unzähligen Tränen, heute ist all das vergossene Blut, aller Jammer, alle Schmach der letzten zehn Jahre gesühnt!

Europa ist frei!

Gott hat den Tyrannen gerichtet! —

Und noch einmal reichen sich Blücher und Wellington die Hände.

„Sie haben den Dämon besiegt“, sagt Blücher in edler Bescheidenheit.

„Nicht ich! Nicht ich!“ wehrt Wellington ab. „Ich müßte mein besseres Gefühl verleugnen, wenn ich nicht offen eingestehen wolle, dieser herrliche Sieg ist nur der rechtzeitigen Hilfe des Marschall Vorwärts und seiner Preußen zu danken!“

„Wie der beispiellosen Standhaftigkeit des eisernen Herzogs und seiner Heere!“ entgegnet der greise Held. Tränen glänzen in seinen Augen.

Da klingt eine neue Weise den Hügel herauf.

„Seil dir, im Siegerkranz“, braust es in anschwellenden Akkorden über das Schlachtfeld hin. Nicht nur die Preußen singen's, nicht nur die Hannoveraner und Braunschweiger und Nassauer, die den Briten verbündet — die englisch-schottischen Kameraden selber, denen die liebe schöne Melodie Heimatklang ist, sie fallen jubelnd ein. Und wie der inbrünstigste Choral, aus aller Munde gesungen, so strebt auch dieses Lied zum Himmel hinan.

Deutsche und Briten fühlen's im tiefsten Herzen: Dieser Tag — er hat sie zu Brüdern gemacht.

Eine der folgenreichsten Schlachten der Weltgeschichte ist geschlagen.

Aber der Tyrann soll nicht nur geschlagen, er soll auch vernichtet werden!

Während Wellington seine Truppen sammeln und ruhen heißt und selber in sein Hauptquartier nach Waterloo zurückkehrt, geben Blücher und Omeisenaus feurige Seelen, von der Notwendigkeit einer endlichen Vernichtung Napoleons erfüllt, nicht Ruhe.

Blücher versammelt seine höheren Offiziere um sich. Der

letzte Hauch von Mann und Roß soll aufgeboten werden, um den Usurpator und sein Heer für immer zugrunde zu richten.

Und der zweiundsiebzigjährige Held, seines leidenden Ausstandes nicht achtend, läßt es sich nicht nehmen, selber die Verfolgung weiter zu führen. So geht es, drei Schwadronen der Brandenburgischen Ulanen an der Spitze, hinein in die Nacht. Auf der breiten Chaussee dem geschlagenen Heere nach.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bekämpfung der „Kanonentaubheit“.

In einer Beziehung sind die eigenen Geschütze, besonders die schwersten Kaliber, gefährlicher als die des Feindes: der gewaltige Knall der Entladung wirkt schädigend auf die Gehörwerkzeuge der Kanoniere. Es ist nicht ganz einfach, Ohrverschlüsse oder ähnliche Hilfsmittel herzustellen, die gegen die Schädigung durch Kanonendonner sichern. Schädigung des Gehörs durch den Knall der Geschüßentladung, die sogenannte „Kanonentaubheit“, ist, wie ein Mitarbeiter des „Medical Record“ angibt, gar nicht selten; die Entladung eines einzigen Geschützes kann nach diesem amerikanischen Arzte Kanonentaubheit bei einer ganzen Reihe von Mannschaften gleichzeitig hervorrufen, und bei einem heftigen, andauernden Artilleriegefecht (wie ihn der gegenwärtige Krieg täglich bringt), ist es geradezu ein Wunder, wenn keine Fälle von Kanonentaubheit vorkommen. Im russisch-japanischen Kriege wurden unter 1791 verwundeten Ueberlebenden einer Seeschlacht 116 Fälle von Schädigung des Gehörs durch den Kanonendonner gezählt.

Bei der Schiffsbesatzung ist die Frage, wie die Kanonentaubheit zu bekämpfen sei, viel schwieriger zu beantworten, als bei der Artillerie an Land, denn diese kann sich in gewisser, sicherer Entfernung von den feuernden Geschützen aufstellen, während den Schiffskanonieren dies unmöglich ist. Die Erfahrung gibt den Artilleristen sehr rasch ein ganz einfaches Schutzmittel gegen den Kanonendonner in die Hand: während das Geschütz gelöst wird, machen sie den Mund weit auf. Die Folge davon ist, daß die Lufterschütterung die empfindlichen Teile des Ohres von außen, durch den Gehörgang, und von innen, durch den Mund und die eustachische Röhre, gleichzeitig erreicht, wodurch die schädigende Wirkung bedeutend abgeschwächt wird. Von der Wirksamkeit dieses einfachen Kniffs kann man sich leicht überzeugen, ohne gerade neben einer feuernden Kanone stehen zu müssen, denn er ist ebenso wirksam wie bei anderen starken Geräuschen, wie sie etwa in technischen Betrieben vorkommen. Amerikanische Seeleute sollen, um nicht bewußt an das Deffnen des Mundes denken zu müssen, während des Feuerens ihrer Geschütze Kaugummi oder irgend etwas anderes in den Mund kauen, was zum häufigen Deffnen des Mundes Veranlassung gibt.

In der japanischen Marine suchten während des russisch-japanischen Krieges die Aerzte den Ohrschädigungen durch Geschüßknall dadurch vorzubeugen, daß sie vor der Schlacht Watte unter die Mannschaften verteilten und Befehl gaben, die Ohren seien mit Watte zu verstopfen. Die Maßregel hatte nicht den gewünschten Erfolg; es kamen doch eine ganze Reihe von Schädigungen des Gehörs oder vollständiger Ertaubung vor, wobei es wirklich noch nicht feststand, ob die Maßregel an sich unwirksam war oder ob es an ungenügender Anwendung lag.

Vor drei Jahren hat die britische Admiralität ein Gemisch von Baumwolle, Wolle und einer wachsartigen Masse als Ohrverschlus empfohlen, das jedoch auch nicht allen Anforderungen entspricht, die man stellen muß: der Ohrverschlus soll die Stärke des Schalles vermindern, aber natürlich die Hörsfähigkeit während des Dienstes nicht wesentlich beeinflussen; er muß leicht anzubringen und zu entfernen sein, er darf das Ohr nicht reizen, er muß billig sein, damit derselbe Ohrverschlus nicht zu lange gebraucht werden muß, und schließlich muß er antiseptisch sein. Watte hat die geforderten Eigenschaften nicht; besonders verschmutzt sie leicht. Ohrverschlüsse aus Hartgummi oder Zelluloid sind ungewöhnlich, weil sie sich nicht genau genug dem Gehörgange anschmiegen. Der ideale Ohrverschlus müßte aus einer Masse bestehen, die etwas plastisch ist, doch nach dem Anbringen und beim Herausziehen ihre Form nicht wesentlich verändert. Der Amerikaner meint, Zuweltwachs hätte ungefähr die richtige Plastizität. Im Anschlus hieran sei erwähnt, daß der Italiener Mariotti vor vier Jahren einen Ohrschus für Artilleristen angegeben hat, der nach der Beschreibung ziemlich zweckmäßig zu sein scheint. Er besteht aus Glas und hat die Form zweier verschieden großer, zum Teil ineinander gedrückter Kugeln. Er wird mit der kleinen Kugel voran ins Ohr geschoben, das dann völlig abgeschlossen ist. An der größeren Glasugel ist ein trompetenartiger Ansatz angebracht, vor dem sich eine dünne Platte befindet, und durch den ganzen Apparat läuft ein enger Kanal, senkrecht zu diesem, nach außen zu, ein zweiter, der mit der äußeren Luft in Verbindung steht. In diesem Kanal erzeugt das Lösen eines Geschützes in der Nähe einen Luftstrom, der nach bekannten physikalischen Gesetzen saugend auf die Luft in dem anderen Kanal wirkt; also arbeitet der Ohrschus ähnlich wie die Blumenpritze mit dem T-Rohr. Durch die Saugwirkung wird die Luft im Innern des Rohres verdünnt, und diese Luftverdünnung ist ein Hindernis für den

starken Schall. Der Kanonendonner bringt also nicht ins Innere des Ohres, während die schwachen Laute der Sprache nicht so stark auf den Ohrschüs wirken, daß die Hörsfähigkeit in nennenswerter Weise vermindert wird.

Der moderne Ägypter.

Kann man von einem „modernen Ägypter“ überhaupt sprechen? Setzt sich doch die Bevölkerung des Nillandes, in dem sich ja von altersher die verschiedenartigsten Rassen begegnet sind, aus sehr mannigfaltigen Elementen zusammen. Da ist der Feltsache, die Ursticht der Bevölkerung, dessen Stammbaum bis in Ägyptens älteste Geschichte zurückreicht, in dessen Jagen die Gestalten aus Ägyptens Totenkammern noch erkennbar sind und der heute wie damals den Boden des Landes bearbeitet. Da gibt es noch alten Araberadel, der sich das ganze Hochgefühl der Erobererrasse bewahrt hat, und da gibt es endlich das türkische Beamtentum, das wieder eine besondere Schicht bildet. Zweierlei ist es aber, was diese bunt zusammengesetzte Bevölkerung dennoch zu einer nationalen Einheit zusammenschweißt: das ist das Bekenntnis zum Islam und der Haß gegen die Engländer. Dieser Haß ist nicht nur politischer, sondern auch gesellschaftlicher Natur. Die Engländer haben es in keiner Weise vermocht, mit der Bevölkerung Ägyptens Fühlung zu gewinnen. Vielleicht haben sie es auch nicht einmal gewollt. Der britische Offizier und der ägyptische Offizier, die beide in demselben Heere angestellt sind, sind durch eine unüberbrückbare Kluft von einander geschieden. In Ägypten gibt es einen englischen Klub und einen ägyptischen Klub für die Offiziere. Der englische Beamte und der ägyptische Beamte verkehren wohl dienstlich miteinander, nicht aber gesellschaftlich, und wenn der britische „Agent“, wie der Drahtzieher der Geschichte des Landes schamhaft genannt wird, Gesellschaften gibt, so läßt er zur einen die Engländer, zur andern die Ägypter ein. Und „Ägypter“ heißt für den britischen Herrenmenschen der Fellah, wie der Türke und der Araber — kurz alles, was ägyptisch, das heißt, den ägyptischen Dialekt des Arabischen spricht.

Zur Verschärfung des gesellschaftlichen Gegensatzes trägt die „Frauenfrage“ bei. Die Frau des Moslems darf bekanntlich nicht in fremder Männergesellschaft erscheinen, die ägyptischen Frauen scheiden mithin aus dem gesellschaftlichen Verkehr aus, und damit ist eine weitere Mauer zwischen beiden Klassen gezogen. Der britische Offizier gibt sich auch, seinem ganzen liebenswerten Temperament nach, nicht die geringste Mühe, seine Mißachtung des ägyptischen Offiziers und des ägyptischen Beamten zu verbergen, und so ist in diesen Kreisen ein bitterer Haß gegen den fremden Herrn erwachsen, der um so heißer ist, je sorgfältiger er sich verbergen muß. Auch der ägyptische Soldat hat für die Engländer wenig freundliche Gefühle. Der Engländer zieht dem einheimischen Ägypter den schwarzen Sudanesen vor, den er für den besseren Soldaten hält, der aber von den Ägyptern verachtet und gehaßt wird. Schließlich aber ist es vor allem die Religion, die die verschiedenen Bevölkerungsklassen zu einer Einheit zusammenschweißt. Gerade in Ägypten, das ja durch seine mohammedanische Universität in Kairo einen großen Einfluß auf die mohammedanische Welt ausübt, ist das religiöse Leben des Islams außerordentlich reger, und es gehört nicht gar viel dazu, um hier die mohammedanische Bevölkerung gegen die Fremden zu entflammen, in denen sie nun einmal, obgleich das Land ihnen wirtschaftlich die größten Fortschritte verdankt, nur die Bedrücker und die Tyrannen sieht.

Die Führer dieses modernen Ägyptertums sind diejenigen Männer, die in Europa, zum Teil in Frankreich, zum Teil auch in Oesterreich oder der Schweiz, moderne Bildung in sich aufgenommen haben. Es sind zumeist Städte, die gewöhnlich nicht einer einzelnen Rasse angehören, sondern aus der Mischung verschiedener Rassen hervorgegangen sind. Die körperliche Erscheinung dieser modernen Ägypter ist nicht ohne Feinheit; zumeist haben sie eine lichte Haut, schlauke Gestalten, schmale Köpfe und kleine Hände. Viele von ihnen haben Rechtswissenschaft studiert, da die Advokatur derjenige Beruf ist, der ihnen in Ägypten die günstigsten Aussichten bietet. Das sind die Führer des modernen Ägyptertums; das sind die Männer, die den britischen Hochmut am tiefsten empfinden, die immer neue Zeitungen gründen, durch die die revolutionären Ideen in der bildungsreichen Sprache des Orients durch die ganze Bevölkerung verbreitet werden. Es hat Briten gegeben, wo das Türkentum zu dem einheimischen Ägyptertum in einem gewissen Gegensatz stand. Die sind längs vorüber. Schon während des Balkan- und des Tripoliskrieges zeigte es sich, daß das moderne Ägyptertum mit aller Kraft den Anschlus an die Türkei suchte. Die Begeisterung für die Türkei war unter den Ägyptern zu den Zeiten dieser Kriege groß und ursprünglich. Das mohammedanische Ägypten entbede keine tiefe Sympathie für das mohammedanische Stammland. So hat der Haß gegen die Fremden, das Gefühl, von ihnen gesellschaftlich verachtet zu sein, und schließlich das Bekenntnis zu Mohammed dem Propheten ein modernes Ägyptertum geschaffen, das eine getaktete Macht, eine Art von organisierter Camorra im Lande der Pharaonen bildet.

Vermischtes.

* Der Schlaf des Kriegers. „Der Schlaf ist die Sparbüchse des Lebens“, hat ein berühmter Strategie gefagt, und an diesen im Kriege besonders wahren Ausspruch erinnert Deiloff von Berg, der in „Ueber Land und Meer“ (Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart) sehr fesselnd von seinen Feldzugserfahrungen in dieser Hinsicht erzählt. „Ich habe in meiner militärischen Praxis die Erfahrung gemacht, daß ein Schlaf, den man zu jeder Zeit herbeiführen und ebenso wieder abschütteln kann, schon in der Garnison, vor allem auf dem Truppenübungsplatz und im Manöver, von eminenter Bedeutung für die geistige und körperliche Leistungsfähigkeit ist, wie viel mehr erst im Kriege! Bei meiner Kompagnie waren wir unter fünf Offiziere, drei Reserveoffiziere und zwei aktive. Wir hatten beim Eisenbahntransport an der Stadtbahnstation zur Verfügung und berieten, als der Abend nahte, emsig die Frage der Nachtruhe. Wache war nicht nötig, denn die war schon kommandiert, außerdem wachten ja die Maden in einem Pflaumenpaket und die Flöhe in einer wollenen Decke. Also auf drei Bänke waren fünf Männer zu verteilen, ins Gepäcknetz wollte keiner, da schloffen schon Schokolade, Revolver und so weiter und beinahe ein Dackel, denn den meinigen hätten wir fast mitgenommen. . . . Also endlich: „Seht die Gewehre zusammen! Rechts von den Gewehren hinsetzen!“ Wie die gezähmten Krokodile lagen meine braven, riesigen Grenadiere da, und der Schlaf des Kriegers trat in seine Rechte. Kein Wunder: gestern 35 Kilometer bei der Hitze, um 7 Uhr Bivak, um 1/10 Uhr Ruhe im Zelt, um 1/3 Uhr nachts Ausbruch, und nun war es schon wieder 11 Uhr vormittags, dabei stand noch ein langer Marsch in Aussicht, und seit 4 Uhr war man schon wieder unterwegs. Also hol der F. . . den, der jetzt nicht sofort pennt!“ hieß die Losung. — Auch an Humor fehlte es nicht. Während ein ohrenbetäubendes Artillerieduell im Gange war — von uns keinen halben Kilometer entfernt — und wir zu dieser süßen Musik wohligh schlummerten, band ein Späßvogel leise einen seiner schlafenden Freunde an einen Baum fest — die Folgen lassen sich denken, als es an die Gewehre ging. Auch schloß ein jemand auf der Probe eines Geschüßes, zu dem er gar nicht gehörte, es rollte davon mit ihm, o weh — er erwachte, rettete sich durch einen Sprung in eine Wiese und kam an einer Stelle, keine zu oberst, nieder, da, wo vorher gerade eine Kuh getriehlet hatte. — Welch geuherer Humor liegt in unseren Soldaten, welch behagliche Siegerstimmung — alles angeht der Mord und Tod spielenden Feuerchünde des Wegners.

* Rockefeller's Millionen-Hilfsstiftung. Eine großzügige Stiftung von 400 Millionen ist von Rockefeller gemacht worden, um eine umfassende Hilfe für durch den Krieg geschädigte Nichtkämpfer ins Leben zu rufen. Als erstes Zeugnis dieser tatkräftigen Unterstützung des leidenden Europa durch den reichsten Mann der Welt ist am 3. November der Dampfer „Massivequa“ von New York abgegangen, der nach Rotterdam bestimmt ist und die Not der Belgier lindern helfen soll. Der Dampfer enthält 4000 Tonnen Mehl, Reis und Bohnen, im ganzen Nahrungsmittel im Werte von 1100 000 Mark. Ueber die Grundsätze bei der Gründung und Verteilung dieser Stiftung hat sich der jüngere Rockefeller folgendermaßen ausgesprochen: „Es ist klar, daß eine der entsehrlichsten und schlimmsten Wirkungen des Krieges die Nichtkämpfer treffen wird, alle die, die in jeder Hinsicht am unschuldigsten unter dem Kriege leiden, und daher ist die Rockefeller-Stiftung dazu bestimmt, diesen Nichtkämpfern in den verschiedenen betroffenen Ländern, wenn es notwendig ist, mit vielen Millionen Dollar Unterstützung zu gewähren. Dieses Unternehmen ist nur natürlich, wenn die Stiftung ihren eigentlichen Zweck erfüllen will, nämlich den, zu dem Wohlbefinden der ganzen Menschheit in der Welt beizutragen.“ Die Verteilung der von der Rockefeller-Stiftung zur Verfügung gestellten Mittel erfolgt durch die amerikanische Gesandtschaft des betreffenden Landes. Die Vorbereitungen für diese großzügige Hilfe wurden von den beiden Rockefeller's ganz im geheimen unternommen, weil sie nicht wollten, daß die anderen amerikanischen Wohltätigkeitsbestrebungen irgendwie beeinträchtigt würden, wenn etwas von ihrer Stiftung vorseitig bekannt würde; sie betonen vielmehr, daß sie nur mit gutem Beispiel vorangehen wollen, und daß die von ihnen zur Verfügung gestellten Summen die Wohltätigkeit der Vereinigten Staaten nicht etwa abschwächen, sondern nur verdoppeln sollten.

* Die Streichhölzer und der Krieg. Auf die schwierige Lage, in die unsere Zündholzindustrie durch den Krieg geraten ist, macht ein Aufsatz der Holzwelt aufmerksam. Das für die Fabrikation nötige Aspenholz wird in nächster Zeit fast garnicht mehr zu beschaffen sein. Die deutschen Zündholzfabrikanten haben sich schon in Friedenszeiten darüber beklagt, daß sie lediglich auf Rußland als Quelle für diesen Rohstoff angewiesen seien. Nun ist der Verkehr mit den russischen Aspenholzländern völlig unterbrochen und dazu hat es ein unglücklicher Zufall noch gewollt, daß die deutschen Zündholzhersteller diesmal nicht wie sonst im Frühjahr in Rußland ihren Einkauf an Aspenholz besorgt haben. Sie hielten die Preisforderungen für zu hoch und meinten, daß sie wesentlich billiger kaufen würden, wenn sie mit ihren Einkäufen bis zum Herbst warten würden. Als nun der Krieg kam, war diese Hoffnung natürlich zu Schanden und es ergab sich,

daß die Zündholzfabrikanten nur ganz kleine Lagerbestände an verarbeitungsfähigem Aspenholz besaßen. Die deutschen Vorräte haben nun freilich auch Bestände in Aspenholzern, aber sie reichen nicht im entferntesten aus, um den Bedarf zu decken. Die meisten Zündholzfabriken brauchen also jetzt ihre kleinen Vorräte in Aspenholz auf und werden sich dann bemühen, etwas Rohstoff im Inland aufzutreiben. Da ihnen dies nur schwer und in geringem Maße gelingen kann, so ist für das Jahr 1915 eine allgemeine Betriebseinschränkung der Zündholzfabriken zu erwarten, und man muß mit einer vermehrten Verwendung der Zündholz-Eurogate rechnen.

* Die Wahrheit über das Edelweiß. Die Sucht nach dem Edelweiß hat schon so manches blühende Menschenleben gekostet und der geheimnisvolle Zauber, den diese Blume ausübt, wächst von Jahr zu Jahr. In einem soeben erschienenen Buch „Abenteuer unter wilden Blumen“ beleuchtet nun der Naturforscher John Trevena die Sinnlosigkeit dieser „Edelweiß-Sucht“. Die Blume gilt bekanntlich als das höchste und schönste Symbol der Alpenwelt; man glaubt, daß sie nur auf unzugänglichen Gipfeln wohne, begraben im ewigen Schnee, und daß der Ruhm des kühnen Alpinisten nun in der Eroberung dieser Blüte seinen charakteristischen Ausdruck fände. Die „Blumenkönigin des Hochgebirges“ ist aber in Wahrheit nur ein Erdkringling in diesen Gebieten; sie gedeiht durchaus nicht nur auf den Schneebergen, sondern kann auch überall anderswo geüchtet werden. Ja das Edelweiß ist wahrscheinlich überhaupt keine Alpenpflanze, sondern es ist erst nach der Schweiz aus den Steppengebieten eingeführt worden. Daß es durchaus nicht schwierig ist, die Pflanze in einem geeigneten Klima aufzuziehen, beweist Trevena durch seine eigene Erfahrung. Leute, die auf ihre Gärten stolz sind, betreten mit Staunen die kleine Wildnis meines Steingartens, die dicht mit Edelweiß bedeckt ist, erzählt er. „Ist das wirklich Edelweiß“, fragen sie und fügen oft hinzu: „Aber natürlich nicht das Edelweiß, das in den Alpen wächst!“ Und wenn ich ihnen versichere, daß es genau dieselbe Pflanze ist, und ihnen erkläre, daß sie viel leichter zu züchten ist als die einfachste Aubrietia, dann sehen sie mich ganz ungläubig an.“ *Leontopodium alpinum*, allgemein als das Schweizer Edelweiß bekannt, könnte nach Trevena's Ansicht in den Gärten so heimlich werden wie das Gänseblümchen und würde dann rasch seinen verhängnisvollen Ruhm als Königin der Alpenwelt verlieren.

Büchertisch.

— Sollen wir Bilder aus Belgien für die deutschen Sammlungen nehmen? Zu diesem Thema nehmen nunmehr auch die bekannten Monatshefte „Die Kunst“ (Verlag F. Bruckmann A.-G., München) in zwei Aufsätzen von Professor Carl Voll und Dr. G. J. Voss Stellung. Die beiden Schriftsteller gehen hierbei von verschiedenen Gesichtspunkten aus, kommen aber beide zu dem Resultat, daß wir, die „Barbaren“, die feinerzeit von der Grande Nation geliebten Methoden, durch die das Louvre zum reichsten Museum der Welt geworden ist, nicht nachahmen dürfen, daß wir das fremde Eigentum unter allen Umständen respektieren müssen und daß also von einer Vererbung der belgischen und französischen privaten und staatlichen Museen durch uns nicht die Rede sein dürfe. Prof. Voll, der bekannte Münchener Kunstgelehrte, gibt dabei einen bemerkenswerten Hinweis über die Hauptwerke, die in belgischen öffentlichen Galerien aufbewahrt sind. Dr. Voss kommt in seinem „Kunstschätze und Kunstschicksale“ überschriebenen Aufsatz auch noch auf einige andere aktuelle Fragen zu sprechen, die seine Ausführungen höchst lesenswert machen. — Es sei bei dieser Gelegenheit auch auf die überaus glänzende Illustrierung des Heftes der „Kunst“, in welchem wir diese beiden Aufsätze lesen, hingewiesen. Das Heft zeigt die Zeitschrift auf höchster Höhe der Reproduktionskunst. Einige wundervoll geratene Reproduktionen nach Plastiken von Rodin v. Silberbrand, dem ein das Wesen der Plastik vorzüglich beleuchtender Aufsatz von Walter Niegler gewidmet ist, dann Abbildungen nach Werken der diesjährigen Glaspalast-Ausstellung in München, nach graphischen Blättern der Bugra-Ausstellung in Leipzig seien besonders hervorzuheben. In dem der angemandten Kunst gewidmeten Teil sind ebenfalls reich illustrierte Aufsätze über Architektur und Wohnung (Haus Draxler in Zabiz), über kunstgewerbliche Gegenstände auf der Kölner Ausstellung, über amerikanische Gärten usw. besonders erwähnenswert.

Logograph.

Vokale gab man einen mir,
Von Konsonanten auch nur vier.
Trotzdem bin ich nicht unzufrieden,
Viel höher's gibt es nicht hienieden.

Entfernst du „h“ und änderst du ein Zeichen,
So muß das Pohe von mir weichen.
Mein Los ist nun nicht schön zu nennen,
Man pflegt mich häufig zu verbrennen.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:
Das ist das Los des Schönen auf der Erde.